

Evangelisch-Lutherisches Gemeinde-Blatt.

Organ der Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.

Redigirt von einer Committee.

Das Gemeinde-Blatt erscheint monatlich zweimal zum Preise von \$1.00 und 5 Cents Porto das Jahr. In Deutschland zu beziehen durch Hei n. N a u m a n n's Buchhandlung in Dresden.

Entered at the Post Office at Milwaukee, Wis., as second-class matter

Halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme. (Offenb. 3. 11.)

Alle Mittheilungen für das Blatt u. Wechselblätter sind zu adressiren: Prof. A. Gräßner, 678 — 10. Straße, Milwaukee, Wis. Alle Bestellungen, Abbestellungen u. Gelder sind zu adressiren: Rev. E. Jäfel, Milwaukee, Wis.

22. Jahrg. No. 12. Milwaukee, Wis., den 15. Februar 1887. Lauf. No. 548.

Inhalt. — Der Tag zu Schmalkalden. — Schlecht und recht, das behüte mich. — Die Brüdergemeine oder die Herrnhuter. — Zur Arbeiterfrage. — Unsere Emigrantenmission und das „Lutherische Pilgerhaus“ im Jahre 1886. — Kürzere Nachrichten. — Ordination und Einführung. — Konferenz-Anzeige. — Quittungen.

Der Tag zu Schmalkalden.

(Von P. C. Hempfung.)

Erstes Kapitel.

Die Entstehung der Schmalkaldischen Artikel.

Zum 350. Mal kehren heuer die Tage wieder, an welchen einst jenes bedeutungsvolle Ereignis, die Unterzeichnung der Schmalkaldischen Artikel auf dem glänzenden Fürstentag im Jahre 1537, sich in den Mauern von Schmalkalden abspielte. Wohl an, ihr lieben Leser, den Staub des Alltagslebens abschüttelnd, laßt uns einmal im Geiste das grüne, lichtschimmernde Gefild jener Tage durchwandern, da der Engel mit dem ewigen Evangelium durch den Himmel der Kirche flog und mit mächtigem Schall in die Behausung des Todes, in die Gräfte und Klüfte des zum Friedhof gewordenen Kirchenackers den gewaltigen Wehruf ertönen ließ: „Fürchte Gott und gebet ihm die Ehre, denn die Zeit Seines Gerichts ist gekommen, und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erde und Meer und die Wasserbrunnen“ (Offenb. 14. 6. 7.); laßt uns den Blick von den trüben Erscheinungen einer in vieler Hinsicht so dunkeln Gegenwart abwendend, Auge Geist und Herz einmal erquickten an jenen Bildern voll Farbensplend und Duft und Sonnenschein, wie sie jene lebenswarme blühende, sprossende Frühlingzeit der Kirche Gottes allenthalben erstehen sah, an dem kräftigen Hauch des Glaubens und der Liebe, welcher von jenen fernen Höhen einer großen Vergangenheit uns entgegenweht. Es ist die Geschichte der Schmalkaldischen Artikel von ihrer Entstehung an bis zu ihrer förmlichen Annahme seitens unserer lutherischen Väter, deren Bild ein Freund des „Gemeindeblattes“ Euch hier in slichtigen Umrissen zu zeichnen gedenkt — so folgt ihm denn, bitte, mit freundlicher Aufmerksamkeit.

Also zuerst die Entstehung jener Artikel.

Es war am 2. Juni des Jahres 1537, da unternahm es der Pabst Paul III., auf den 23. Mai des folgenden Jahres eine allgemeine Kirchenversammlung nach Mantua auszusprechen. Da entstand für die Lutherischen die Frage, ob sie ihrerseits an dem ausgeschriebenem Konzilium sich betheiligen sollten, oder nicht. Zwar hatten sie selbst, Luther voran, von allem

Anfang an, sobald es sich zeigte, daß von päpstlicher Seite keine Abstellung der in die Kirche eingedrungenen greulichen Mißbräuche zu erwarten war, auf die Berufung eines freien, christlichen Konziliums gedrungen; so hatten sie z. B. besonders energisch auf dem 2. Reichstage zu Speyer im Jahre 1529 — in jener berühmten „Protestation“, die ihnen den Namen „Protestanten“ eingebracht*) — u. a. an eine „freie, christliche und allgemeine Kirchenversammlung“ geradezu appellirt, und wirklich hatte auch auf den Reichstagen zu Augsburg (1530) und Nürnberg (1532) der Kaiser, allgemeinem, selbst seitens der „katholischen“ Stände ausgesprochenem Verlangen nachgebend, versprochen, beim Pabste das verlangte Konzilium auszuwirken. Die Art aber, wie der Pabst endlich, sich diesen allseitigen Wünschen fügend, die Berufung zur Kirchenversammlung ergehen ließ, mußte die protestierenden Stände mit Besorgniß erfüllen. Schon der Umstand, daß derselbe das Konzil nach Mantua, einer italienischen Stadt, ausgeschrieben hatte, war geeignet, Argwohn zu erwecken; es war vorauszu sehen, daß in Mantua das Konzil ganz unter dem Einfluß des Pabstes stehen und darum weit entfernt sich auf eine gerechte Prüfung der lutherischen Lehre und der abzustellenden Mißbräuche einzulassen, vielmehr einfach das Verdammungsurtheil über die erstere aussprechen würde. Wie begründet aber diese Besorgnis war, dafür lieferte eine wenige Monate später, am 23. September 1539, verfaßte zweite Bulle des Pabstes den offenbarsten Beweis; denn darin stand mit nackten Worten als Zweck des Konzils „die gänzliche Ausrottung der giftigen, pestilenzialischen lutherischen Ketzerei“ (!) bezeichnet. Wie konnte auch dem Pabste, diesem vom Satan erweckten Erzwidderjacher Christi und seines heiligen Evangeliums, an einem „freien, christlichen“ Konzil gelegen sein? War es doch sofort mit all seiner angemessenen, all die Jahrhunderte hindurch nur durch die satanische Kunst des Lügens und Mordens behaupteten Macht vorbei, sobald ein

*) Diese Erklärung, gegen den von der Reichsmajorität gefaßten Beschluß gerichtet, daß die Lutherischen u. a. sich aller weiteren Neuerungen enthalten, auch das Evangelium allein nach der von der (Pabst-)Kirche angenommenen Erklärung predigen lassen sollten, gipfelt in dem Satze, daß sie, die Lutherischen, feierlich protestierten, vor Gott, ihrem einigen Erschaffer, Erhalter, Erlöser und Seligmacher, der allein ihrer Aller Herzen erforsche und demnach richten werde, daß sie für sich und die Ihrigen in den gefaßten Beschluß, welcher wider Gott und Sein heiliges Wort, ihrer aller Seelen Heil und gut Gewissen sei, nun und nimmermehr einwilligen werden.“

solches Konzilium als ein wahrhaft freies und christliches Konzilium Miene machte, dem Zeugniß der Wahrheit aus dem Munde ihrer Bekenner Gehör zu geben!

Die Nothwendigkeit, sich mit ihren Bundesgenossen über die Frage, ob und unter welchen Bedingungen das Konzil zu beschicken sei, zu verständigen, bewog die beiden Häupter des Schmalkaldischen Bundes, Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, an die ersteren die Einladung zu einem Kongreß zu richten, der auf den 7. Februar des Jahres 1537 angesetzt, jene Frage zur Entscheidung bringen sollte. Zur selben Zeit aber hatte Johann Friedrich Luthern beauftragt, diejenigen Punkte seiner Lehre, welche auf dem Konzil, falls es zustande käme, vorzugsweise zur Sprache kommen müßten, nach erneueter sorgfältiger Erwägung, wie weit man etwa den Papisten weichen, worauf man beharren und bleiben müsse, in gedrängter, übersichtlicher Weise in einer besonderen Schrift zur Darstellung zu bringen. Nicht als ob dem frommen Fürsten bezüglich der Richtigkeit des einen oder andern Punktes jener Lehre, welche sein Vater, Johann der Beständige, am 25. Juni 1530 zu Augsburg so muthig mit seinen Glaubensgenossen bekannt, Zweifel entstanden wären: ach nein, gleich seinem Vater ein treuer Bekenner jener Lehre, hatte er zunächst nur den Wunsch, letztere nach den vielen neuen Entwürfen, welche sie inzwischen erfahren, dem Konzil in einer solchen Form vorlegen zu können, welche dem Glauben der Lutherischen einen womöglich noch deutlicheren und entschiedeneren Ausdruck gäbe, als es in der Augsburger Confession geschehen. Sodann war ihm aufs höchste daran gelegen, der großen Anzahl derjenigen Bundesgenossen, welche der Reformation erst nach dem Augsburger Reichstag beigetreten war, sich noch nicht förmlich zu der Augsburger Confession bekannt hatten, auf dem beabsichtigten Konvent Gelegenheit zu geben, ihre Zustimmung zu derselben durch ein öffentliches Bekenntniß zu der von Luther zu verfassenden Schrift zu bezugen. Endlich aber gedachte er mittelst derselben auch die fortwährend wiederholten Beschuldigungen abzuweisen, als ob die Lutherischen auch den Lehren der Schwärmer bei sich Eingang verstateten. Ja wahrlich, daß den Papisten gegenüber, soweit es sich um die Lehre handelte, schlechterdings nicht an Nachgeben zu denken war, das war einem Bekenner wie Johann Friedrich ohne weiteres klar; es konnte sich höchstens darum handeln, inwieweit die Lutherischen, falls — woran jedoch kaum zu denken — eine Ein-

gung in der Lehre erzielt würde, sich in Verfassung und Zeremonien wieder mit der römischen Kirche vergleichen wollten.

Mit Freuden unterzog sich Luther der aufgetragenen Arbeit. Die Frucht derselben aber sind eben unsere Schmalkaldischen Artikel — jene köstliche Bekenntnisschrift voll Mark und Saft, voll Geist und Leben, welche bei köningster Kürze und frischester Unmittelbarkeit die Kernpunkte evang.-luther. Lehre in einer wahrhaft bewundernswerthen Präzision und Klarheit zum Ausdruck bringt; welche aus diesem Punkte allen lichtscheuen Geistern von jeher ein Greuel, unerbittlich allen denjenigen die Larve abzieht, die papenzenden Irrthümern huldigend, gerade in unseren Tagen wieder versuchen, dieselbe als lutherische Waare unter unserm lutherischen Christenvolk einzuschmuggeln. Nach einer kurzen Aufzählung „der hohen Artikel der göttlichen Majestät“, welche von beiden Theilen bekannt, „in keinem Zank und Streit sind“, als dem ersten Theile der Schrift, handelt die letztere im zweiten Theil von den Artikeln, „so das Amt und Werk Jesu Christi oder unsere Erlösung betreffen.“ Hier wird nun gleich von vornherein als der eigentliche Haupt- und Fundamentalartikel unseres christlichen Glaubens die Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders allein durch den Glauben bekannt: denn „Jesus Christus, unser Gott und Herr, . . . um unsrer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden, Röm. 4, 24. . . allein das Lamm Gottes ist, welches der Welt Sünde trägt, Joh. 1, 26. Diemeil nun solches muß geglaubt werden und sonst mit keinem Werk, Gesetze noch Verdienst mag erlangt oder gefasset werden, so ist es klar und gewiß, daß allein solcher Glaube uns gerecht mache, wie Röm. 3, 28 St. Paulus spricht: Wir halten, daß der Mensch gerecht werde ohne Werk des Gesetzes durch den Glauben. Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erden oder was nicht bleiben will. . . Und auf diesem Artikel stehet alles, was wir wider den Pabst, Teufel und Welt lehren und leben.“ (Müller 300, 1—5.) Vor den Strahlen des hellen seligmachenden Lichtes, welches die klare Erkenntnis dieser Lehre über alle Artikel unseres christlichen Glaubens verbreitet, sinkt das Pabstthum mit seinen Greueln, sinkt der ganze unheimliche Schwarm seiner abgöttischen Lehren und Menschen-satzungen in sein ganzes lügenhaftes Nichts zurück. Von diesem Lichte beleuchtet, erscheint, wie der zweite Artikel ausführt, gerade die Messe, jene römische Verzerrung des Altarsakraments, welche unter all den schimmernden, gleißenden Formen des römischen Kultus gleichsam die Spitze, den alles beherrschenden Mittelpunkt bildet — soll dieselbe doch vom „geweihten Priester“ angeblich als unblutige Wiederholung des Opfers Jesu Christi vollbracht, Lebendigen und Todten Vergebung der Sünden verdienen! — in Wahrheit als „der größte und schrecklichste Greuel“, als ein Mißbrauch, der „stracks und gewaltlich wider“ jenen „Hauptartikel“ christlichen Glaubens „strebet“, indem hier einem Werke von Menschen dasjenige zugeschrieben wird, welches doch allein soll und muß thun das Lamm Gottes“, (M. 301, 1); ja als eine „Abgötterei“, welche zugleich einen ganzen Drachenschwanz anderer greulicher Abgötterei, wie die Lehre vom Fegfeuer, vom Ablass, von Anrufung der Heiligen und dgl. im Gefolge gehabt. Angesichts des allein-selig-machenden Verdienstes unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi verlieren die Klöster — s. Art. 3 — die

Bedeutung, die sie, Gott zur Schmach, dem „gemeinen Christenstand“ zu Unehren, bis dahin in den Augen der Christen gehabt; ihre bisherige Einrichtung, ihr ganzer von Menschen erdichteter, „lästerlicher Gottesdienst“ streitet durchaus wider den ersten Hauptartikel von der Erlösung Jesu Christi“. Im Lichte des letzteren verschwindet endlich auch der Nimbus, in welchem, allen Satanasaposteln voran, der Pabst als angebliches Oberhaupt der christlichen Kirche und Statthalter Christi auf Erden sich bis dahin zu hüllen gewußt; in dem Glanze des Tages, der mit der klaren seligmachenden Erkenntnis Jesu Christi aufs neue der Christenheit angebrochen, zeigt dieses Gespenst der Nacht und Gebilde der Finsternis seine wahre fanatische Frage: er ist, wie der vierte Artikel bezeugt, nichts anderes als der große und eigentliche Antichrist, dessen Auftreten St. Paulus im 2. Kapitel des 2. Thessalonicherbriefes geweisst hat. „Denn da stehen alle seine Bullen und Bücher, darin er brüllet wie ein Löwe (als der Engel Apok. 12, 1 f. bildet), daß kein Christ könne selig werden, er sei denn ihm gehorsam und unterthan in allen Dingen was er sagt, was er will, was er thut. Welches alles nichts anderes will, denn also viel gesagt: wenn du gleich an Christum glaubest und alles an ihm hast, was zur Seligkeit noth ist, so ist doch nichts und alles umsonst, wo du mich nicht für deinen Gott hältst, mir unterthan und gehorsam bist. . . Dies Stück zeigt gewaltiglich, daß er der rechte Endchrist oder Widerchrist sei, der sich über und wider Christum gesetzt und erhöht hat, weil er will die Christen nicht lassen sein ohne sein Gewalt, welche doch nichts ist, von Gott nicht geordnet, noch geboten. Das heißt eigentlich über Gott und wider Gott sich setzen, wie St. Paulus sagt 2. Thess. 2, 4.“ Darum „werden wir“ im Konzilio freilich, „nicht für dem Kaiser oder weltlicher Oberkeit wie zu Augsberg. . . sondern für dem Pabst und dem Teufel selbst. . . dastehen, der nichts gedenkt zu hören, sondern schlechtz verdammen, morden und zur Abgötterei zwingen. Darum müssen wir hier nicht seine Füße küssen oder sagen: Ihr seid mein gnädiger Herr! sondern wie im Zacharia der Engel zum Teufel sprach: Strafe dich Gott, Satan!“ (Müller 307 ff. 4. 10. 11. 16).

Der Raum verbietet es uns, auf den Inhalt des dritten Theils dieses herrlichen Bekenntnisses einzugehen; nur kurz sei bemerkt, daß Luther darin, römischer wie reformirter Schwärmergeister gegenüber, in 15 Artikeln einfältig, klar und bestimmt sich über die wichtigsten Lehren „von der Sünde“, „vom Gesetz“, „von der Buße“, „vom Evangelium“, „vom Sakrament des Altars“, „von den Schlüsseln“, „der Beichte“, „dem Banne“, über das Recht der Kirche, sich selbst Prediger zu berufen („von der Weihe und Votation“), über die „Priesterehe“, sowie nochmals über die Lehre, „wie man vor Gott gerecht wird und von guten Werken“, endlich über „Klostergelübde“ und „Menschen-satzungen“ ausspricht und das Ganze u. a. mit der Bemerkung schließt: „Dies sind die Artikel, darauf ich stehen muß und stehen will bis in meinen Tod, ob Gott will, und weiß darinne nichts zu ändern noch nachzugeben, will aber Jemand etwas nachgeben, das thue er auf sein Gewissen.“ (M. 325, XV, 3).

(Fortsetzung folgt.)

Schlecht und recht, das behüte mich.

Eine einfache Geschichte aus einer kleinen Stadt
von
Friedrich Traugott.

Für das „Gemeindeblatt“ bearbeitet.

[11. Fortsetzung.]

19. Beschließet einen Rath, und es wird nichts darans.

Es ist ein wahres Wort, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Manchmal erkennt man es nicht in dieser Zeit, manchmal aber erkennt man es auch deutlich und greifbar. Gottliebs Rundschaft hatte sich sichtbar gemehrt. Als Wilhelm dem Schultheißen die Arbeit ablieferte, was er erst am Abend konnte, so fand in dessen Hause eine sogenannte Spillstube statt. Das Spill heißt so viel als Unterhaltung. Da versammelten sich die Männer des Ortes und besprachen sich mit einander. In Bergrode war damals kein Wirthshaus. Die Bergroder waren etwa dreißig Gemeindeglieder, aber alle wohlstehend. Sie aßen ihr eigenes Brot, kleideten sich in eigene Leinwand, spannen ihre eigene Wolle, und ein Jeder aß sein Fleisch vom eigenen Vieh, nicht mehr und nicht minder. Ihr Feld war gut gebaut, und deshalb fruchtbar; ihre Wiesen trugen gutes Heu, und was sie kauften, bezahlten sie baar. Wer nicht zahlen konnte, kaufte nichts. Diese Leute wurden nun alle wieder Kunden Gottliebs, wie sie es früher gewesen waren. Der Schultheiß hatte ihnen seine Begegnung erzählt, und da gaben sie Wilhelm von vielen Seiten Arbeit und Bestellungen mit. Und gerade die bösgemeinten Gerüchte dienten dazu, ihm auch aus Weißfeld wieder Leute zuzuführen. Der Amtmann selbst machte Bestellungen, ebenso der Lehrer. Und nun kam eines Abends der schon oben erwähnte Schmied zu dem dicken Bäcker, der bei Konrads Verfolgung im Winkel stecken geblieben war, und es unterhielten sich die Beiden. Der Schmied fragte dabei: „Nachbar, hast du auch schon gehört, daß der Nachbar Beher einen Fund gethan hat? Ich glaube es fast auch, denn die Leute sind viel lebendiger; es geht bei ihnen, wie bei einem Anteißenhaufen im Frühjahr. Es geht da aus und ein. Und sodann war ich neulich bei dem Müller und lieferte dem die Uhr ab, die ich ihm reparirt hatte, denn ich mache auch gerne etwas Feines am Abend, und da hörte ich bei Beyers ein Jubilieren und Lachen, wie ich es bei ihnen nicht gehört habe, seit wir Konrad das vierte Gebot mit Fäusten lehrten, obwohl auch diese Predigt auf ein verstocktes Herz fiel. Und nun sagen sie gar noch von dem Koffer; hast du nichts davon gehört?“ Der Bäcker erwiderte darauf: „Was diese Leute betrifft, so kannst du überzeugt sein, daß jeder Heller ehrlich ist, den sie jetzt haben. Sie haben eine Armuth ausgestanden, die war fürchtbar. Die Bettler leiden nicht Hunger, die gehen von einer Thir zur andern, bis sie satt werden; aber solche verschämte Arme, die leiden oft den bittersten Hunger. Beyers haben immer festgehalten an Gottesfurcht und Redlichkeit. Nie hat sie Jemand klagen hören. Selbst die kleinen Kinder, wenn sie den bittersten Hunger hatten, sind immer aus meinem Hause fortgegangen, wenn es Essenszeit war, damit

sie keine Begehrlichkeit zeigten. Geborgt haben sie nie. Einmal holte die Alte drei Viertel Laib Brot. Ich wollte ihr einen ganzen geben, aber sie that es durchaus nicht. Es war ihr letztes Geld. Dann kam in drei Tagen keines. Ich hätte ihnen Alles geborgt, das mußten sie; aber Niemand kam. Die Kinder sahen aus, wie die Schatten. Da machte ich mich am dritten Abend auf und ging an ihr Fenster, ganz leise. Einen Laib Brot hatte ich unter dem Arm, — aber Schmied, das bleibt unter uns — da horchte ich denn. Sie stunden um den Tisch und beteten. Und dann sagte die Beyern: Kinder ich kann euch nichts geben, als dieses ungeschmälzte Kohlrabigemüs, aber mit Gottes Segen kann euch auch das zur Nahrung dienen. Und da aßen sie es. Ich schob mit einem Messer den Schieber am Fenster leise zurück, warf den Laib Brod hinein und lief fort. Wenn sie erfahren, daß ich es that, dann bezahlen sie ihn heute noch; darum schweige ja, meine Frau weiß es nicht, und ein Bösgesinnter, wenn es vor ihn käme, würde es ihm vormerzen. Am anderen Tage gab ich ihm eine Arbeit auf dem Acker, an die ich nicht gedacht hätte, bloß um Wilhelm und Katharine Kost und Tagelohn zuzuwenden zu können. Lotterie haben sie nie gespielt, mich selbst hat der alte Beyer von dieser Thorheit abgebracht. Und hätten sie einen Fund gethan, so hätten sie ihn dem rechtmäßigen Eigentümer wiedergegeben. Ich habe aber auch mit Wilhelm geredet, und ihm die üblen Nachreden mitgetheilt. Er sagte: Ich hatte mit Gottes Segen Glück im Fischfang und habe Credit bekommen bei dem Lederhändler, das ist Alles.' Und nun mache ich dir einen Vorschlag, Schmied, wir zwei müssen dem stillen Gottlieb helfen. Er schilt nicht wieder, wo er gescholten wird, er schweigt, wenn er geschlagen wird, er duldet und folgt Christo nach. Da laßt uns das wenigstens thun, daß wir den Lasterern entgegentreten. Ich habe jetzt herausgebracht, wer Gottlieb das nachsagt, und, im Vertrauen gesagt, denen traue ich zu, daß sie es gethan haben, daß diese den Koffer nicht bloß gefunden, sondern auch abgeschnitten haben. Morgen Abend gehen wir zu Brusts, und wenn da diese Duden ihre Kofferlügen vortragen, wie sie seither in vielen Kneipen vortrugen, dann will ich sie zum Schweigen bringen. Und wenn sie mich mit Häusten anpacken, dann kannst du sie mit Häusten duppchen. Willst du?"

Das war was für den Schmied; das gefiel ihm wie eine schöne Eisenarbeit. Er sagte: „Ja, von Herzen“, und somit waren für Gottlieb zwei Männer verbunden, die es gut mit ihm meinten.

Es kommt oft vor, daß eine ganze Gemeinde einen unschuldigen Mann verkennt, ihn entweder eines geheimen Verbrechens beschuldigt, das er nie begangen, oder ihn doch wenigstens gering achtet, bis sie ihn besser würdigen lernt. So sollte es auch Gottlieb ergehen. Sehen wir die Männer an, die hierbei mitwirkten, so war es vorzüglich der dicke Bäcker. Dieser war ein wohlstehender und ziemlich beleibter Mann; er war trotz seiner Dicke sehr fleißig, und dabei munter und lebhaft; er hatte blondes Haar, rothe Wangen und ging selbst im Winter in Hemdsärmeln.

Da er mehr bei Nacht arbeiten mußte, so hatte er bei Tag Zeit, sich zu unterhalten, und da war er ein theilnehmender, zuverlässiger Freund und ein kluger Rathgeber aller Nachbarn. Sein Special

und Gevattermann, der Schmied, hatte arm angefangen, und war zu einigem Wohlstand gekommen; er war der größte Mann in der Stadt und Umgegend; er hatte schwarzes, lockiges Haar. Von seinem Gesicht sah man Werktags nur zwei rothe Wangen, das andere war schwarz, wie seine Hände auch. Er trug immer die leberne Schürze von Pferdehaut, die bis an die Füße ging. Ging er über die Straße, so kannte ihn Jeder, denn er rauschte mit der Schürze fast ebenso laut, als er mit seinen Holzschuhen tappte. Trotz der Holzschuhe ging er schneller als jeder andere. Besonders friebfertig war er nicht, aber gutmüthig, er hatte aber fast nie Streit, denn es fürchtete Jeder seine Kraft; er war im Stande, in jeder Hand einen Amboss zu tragen und eine Schläge mit einer Hand zu schwingen, wie ein Anderer den Hammer. Dabei war er doch ein „Boßler“, machte Uhren und andere künstliche Sachen.

Als er noch jung war, starb sein Vater; sein Großvater ergriff dann die Zange, und er sollte das Schmiedehandwerk lernen; aber er that es nicht, der alte Mann mußte einen Gesellen halten. Als der Großvater aber krank wurde, hörte er auf einmal zwei Hämmer, froch aus dem Bette an die Thür, und sah da den Enkel die Zange führen und kunstgerechte Arbeit machen. Viele Kraftstücke wurden von ihm erzählt. Einmal war er bei einer öffentlichen Gelegenheit, wo sie sich schlugen; von beiden Parteien zur Hülfe aufgefordert, blieb er ruhig, als sie aber im Gedränge seinen Tisch umwarfen, warf er die ganze Gesellschaft zur Thür hinaus.

Der genannte Brust war ein Original, wie sie jetzt nicht mehr vorkommen. Er war damals schon siebenzig Jahre alt. Er war Bäcker und Bierbrauer. In seinem Hause mußte Alles pünktlich hergehen. Er hielt streng auf Ordnung und Keuschheit, und machte auch das beste Gebäck im ganzen Städtchen. Sein Bier war das beste in der ganzen Gegend, da er das Malz äußerst genau bearbeitete. Er trug an Werktagen und Sonntags nach der zweiten Kirche stets eine blüthenweiße Schürze, die bis hinten herumging, ähnlich wie ein Frauenrock; sie mußte stets so kurz sein, daß man die Schnallen unter den Knien an den Kummel und salznen Beinkleidern sah; dabei trug er lange Strümpfe, weiß mit blauem Zwifel bis über die Knöchel und leichte Schuhe mit großen Schnallen, und einen Kamm in seinem Haare. In seinem dreißigsten Jahre sah er grade so aus, wie jetzt im siebenzigsten. Er war mager, stark von Muskeln, und slink; sein Gesicht war von harten Zügen. In seiner Wirthschaft duldete er keine Trinker oder Schreier oder Käufer; nie hörte man Lärm in seinem Haus, wer sich aber einfallen ließ, sich ungebührlich aufzuführen, den wies er fort, und verstund es, seinen Worten Nachdruck zu geben. Jedes Glas Getränke stellte er vor mit dem Worte „Wohl bekomms.“ Sein Weib und die Kinder hatten sich ganz in ihn gefügt. Er war wohlstehend. Täglich zu derselben Stunde des Morgens öffnete sich sein Laden, und er legte da die Wette heraus. Berühmt war er wegen seiner Eierwette; die stellte er immer in derselben Zahl wie eine Pyramide an demselben Orte auf dem Laden aus. Er hatte eine Rukuhuhr, die Nachts um drei Viertel auf zehn Uhr sich hören ließ. Sobald der Rukuk gerufen, verzapfte er keinen Tropfen Getränke mehr; wollte Einer oder Einige dann nicht austrinken, so ging er hinter ihnen auf und ab und

hustete. Ward dies anscheinend nicht verstanden, so pußte er die Richter, und sagte, „es ist Zeit“; fand das kein Gehör, so stampfte er mit dem Fuß, und wenn das nicht wirkte, blies er die Richter aus. Man sah ihn nie rauchen; das Rauchen hielt er für unanständig, aber er that es doch täglich: oben auf dem zweiten Speicher ging er auf und ab, auch bei der größten Kälte, und rauchte ein kleines Pfeifchen, nachdem er Frucht oder Malz oder Mehl gewendet. Das durften aber Frau und Kinder nicht wissen, mußten wenigstens thun, als wüßten sie es nicht, daß er rauche. Sonst war er in allen Stücken ein braver Mann; das Rauchen war seine einzige Schwäche. Das Rauchen hätte ihm jeder gegönnt, aber man lachte darüber, daß er es heimlich that. Dennoch hatte man so viel Achtung vor ihm, daß er bis an sein Ende sein offenbares Geheimnis für ein wirkliches Geheimnis hielt.

Damals war das Wirthshausgehen in Weißfeld noch keine allgemeine Sitte; Viele blieben, wie Gottlieb, ganz daheim. Auch der Bäcker und der Schmied und einige ihrer Nachbarn plegten sich zwar zumeist beim Bäcker des Abends eine Zeitlang zu unterhalten, aber ohne etwas zu verzehren. So genannte Frühstücksgäste, d. h. Männer, die schon am Morgen im Wirthshaus aßen und tranken, und dabei ihre Gesellen daheim schalten und walten ließen und Mittags an dem Essen herumstocherten und, wie man dort es nennt, „nöselten“, gab es damals unter den dortigen Stadtbürgern noch nicht; die Weiber hatten darum auch einigen Einfluß auf den Wirthshausbesuch der Männer. Die ordentlichen Bürger gingen daher nicht weiter, als zu dem alten Brust, dagegen hatten ihre Frauen nichts; von da kam keiner betrunken nach Hause. Am Abend wurde bei Brust ein großer Saal im zweiten Stocke geheizt, wo eine Reihe von Bänken an der Wand herlief. Für Tabak und Pfeifen wurde etwas bestimmtes bezahlt. Der Tabak stand in irdenen Gefäßen auf dem Tische, und es waren da lange thönerne Pfeifen, die der Kaufmann Seemann lieferte, aus diesen rauchten die Bürger ein bescheidenes Pfeifchen. Man trank da das gute und wohlfeile Dünnbier, das Brust braute, und auch einen kleinen Doppelkummel. Es geschah diesmal richtig, wie der Bäcker vermunthet hatte. Der rothe Märten, Konrad, sein Schwager Ludwig und der Saufpuch erschienen und wurden mit einem Gemurmel des Unwillens begrüßt; es hatte hier zwar Jedermann freien Zutritt, aber diese Gesellen waren, außer Konrad, noch nie in dieser Gesellschaft gewesen; sie hatten rohere Manieren als die anständigen Bürger und bestellten gleich zu ihrer halben Bier ein so großes Glas Branntwein, daß auch dies wieder ein Geslüster erregte. Nachdem die städtischen und politischen Neuigkeiten besprochen worden waren, und die einzelnen Gruppen sich besonders zu unterhalten begannen, fingen Konrad und seine Genossen an, wie sie es seither in den Kneipen gethan, vom gefundenen Koffer zu erzählen. Es verstummte nach und nach das Gespräch der Uebrigen. Die vier Gesellen redeten von plötzlich reich werden, von Duckmäusern, von Betrübern, und fingen es so an, daß man wohl den Gottlieb rathen mußte, auch wenn man nicht wollte. Als das eine Zeitlang gewährt, erhob sich der Bäcker und sagte: „Ihr redet da von dem Koffer des Fremden, und deutet auf meinen Nachbar Gottlieb; aber ich will euch sagen, daß der o ehrlich ist, wie Mancher es nicht ist; und wenn die

Haare des Kofferdiebs nicht von der Weißbach abgewaschen wären, dann könnte man noch rothe Haare daran hängen sehen, aber nicht die grauen eines Ehrenmannes."

"Ist das auf mich gedeutet?" rief der Märten.

"Das deute, wie du willst", sagte der Bäcker.

Da sprang Märten auf und nahte dem Bäcker mit geballten Fäusten, hinter ihm kamen seine Genossen; aber ehe Märten den Bäcker berührte, faßte der Schmied des Angreifers beide Arme, bog die Hände desselben mit unwiderstehlicher Kraft gegen dessen Sinn und nöthigte so den Nothen, auf die Erde zu knien. Der alte Brust aber hatte seine Söhne schon angewiesen; er litt keine Schlägerei und riß deshalb die Thür auf und stellte sich davor. Seine beiden Söhne faßten den Saufluppch, drehten ihn herum und warfen ihn nach der Thüre zu, und der Vater Brust gab ihm da noch einen Stoß zur Thüre hinaus. Nach wurden Konrad und Ludwig in gleicher Weise expediert. Der Schmied riß den Märten wieder in die Höhe, und er mußte wohl oder übel seinen Genossen nachfolgen. Brust schloß die Thüre. Er und seine Söhne sagten kein Wort. Ein lautes Gelächter erschallte, und die vor die Thüre gesetzten merkten, daß hier nichts zu machen sei. Flüchend und dem Bäcker Rache schwörend verließen sie das Haus. Der Bäcker aber setzte den Fischfang Wilhelms, dessen Lederkauf, die Mißhandlung Gottliebs, und das ganze Manöver, diesen zu verdächtigen, auseinander, und sagte zuletzt: „Wir und unsere ehrbare Stadt sind durch diese Vurschen, durch die Wilddieberei und die Diebstähle in der ganzen Welt verdächtigt. Wenn die den Gottlieb so tyrannisieren dürfen, so ist bald kein Mensch seines Lebens und Eigentums mehr sicher.“ Die Gäste lobten des Bäckers Muth und des Schmieds Stärke, und Gottlieb ward beliebt im ganzen Städtchen mehr denn früher. Und wie zu Job, als er wieder Gottes Segen erfuhr, alle seine Bettern kamen, so kam bald gar Mancher zu Gottlieb, und er hatte Brot und Arbeit in Fülle.

(Fortsetzung folgt.)

Die Brüdergemeinde

oder

die Herrnhuter.

[Schluß.]

Die Hoffnungen, mit welchen Zinzendorf in die neue Welt zog, sollten sich unter seinen Augen nicht verwirklichen. Zwar suchte er sich möglichst den Verhältnissen anzubequemen, legte Bischofswürde und Grafentitel ab und ließ sich „Bruder Ludwig“ nennen, wollte auch in Philadelphia, wo man einen lutherischen Pfarrer begehrte, ein guter Lutheraner sein, brachte auch eine Art Synode nach seinem Sinne zusammen; aber in Philadelphia mußte er, als im Jahre 1742 der wirklich lutherische Pastor Mühlenberg seine Thätigkeit begann, bald das Feld räumen. Am Neujahrstage 1743 verließ er die Stadt, und schon am 9. Januar schiffte er sich wieder nach Europa ein. Auch die Indianermission, die er zu gründen versucht hatte, war fehlgeschlagen, vornehmlich weil er auch hier bei seinem „Heidenjagen“, wie er es nannte, wunderbar abenteuerlichen Plänen nachgegangen war. Die beiden

Herrnhuterniederlassungen Bethlehem und Nazareth, die bis in unsere Tage geblieben und Vororte der Brüdergemeinde in Amerika geworden sind, waren nicht von Zinzendorf gegründet, sondern schon vor seiner Ankunft entstanden.

Zu seinem raschen Aufbruch konnten den Grafen aber auch bewegen die Nachrichten, welche aus Deutschland zu ihm übers Meer gedrungen waren. Dort hatte man sich nämlich inzwischen in großartige Gründungen mit umfangreichen Kapitalanlagen eingelassen, die durchaus nicht nach Zinzendorfs Sinn waren, und sofort nach seiner Rückkehr griff er mit rascher Hand in die Verhältnisse ein, berief eine Synode, auf der er wie ein Pascha regierte, als ob er noch wie drüben in Amerika Indianer vor sich hätte, und seine Mitarbeiter fügten sich dem Willen des Herrschers, der nun in den folgenden Jahren noch weit mehr als früher das Regiment führte, und zu dem alles mit scheuer Ehrfurcht aufblickte. Auch in seiner Lehre setzten sich neue ungesunde Auswüchse an, so die abgeschmackten Vorstellungen von Gott und den Personen der heiligen Dreieinigkeit, die er als eine Familie auffaßte, in welcher neben dem Vater oder Papa und dem Sohn der Heilige Geist die Stelle der Mutter einnahm. Ferner trat an Stelle der früheren Einfachheit in der Brüdergemeinde ein großartiges Wesen mit einem Aufwand und Pomp, der schweres Geld kostete und, da man dies Geld von wohlhabenden Freunden borgte, die Schuldenlast, die man sich schon zuvor aufgehast hatte, in bedenklichem Maße wachsen ließ. Unter den Angehörigen der Brüdergemeinde griff ein leichtfertiges Wesen, das man früher nicht gekannt hatte, in dem Maße Platz, daß der Graf selber, als er auf einer Visitationsreise einen Einblick in den Stand der Dinge gewann, darüber erschrak. Ja als auch die Gläubiger besonders in Holland und England auf die eingetretene Mißwirtschaft aufmerksam und um ihre Kapitalien besorgt wurden, kam die Brüdergemeinde an den Rand des Bankrotts und Zinzendorf selber mehrmals in Gefahr, mit dem Schuldgefängniß nähere Bekanntschaft machen zu müssen. Das wirkte freilich einigermaßen ernüchternd, und mit einiger Anstrengung und besonders durch das umsichtige Vorgehen eines werthvollen Gliedes der Brüdergemeinde, des Rechtsgelehrten Köber, gelang es, wieder Boden in den Haushalt zu bringen und die wirtschaftliche Lage der Gemeinde auf einen besseren Fuß zu bringen, so daß der ferneren Anhäufung neuer Schulden ein Ziel gesetzt und zur Abtragung der alten Verbindlichkeiten ein Anfang gemacht wurde, der später einen gedeihlichen Fortgang nahm, obgleich es noch schwere Kämpfe kostete, bis endlich lange nach des Grafen Tod die Gemeinde schuldenfrei da stand.

Ueber Zinzendorfs letzte Lebensjahre können wir kurz hinweggehen. Im Jahre 1756 starb seine Gemahlin; später mußte er auch seinen Sohn, auf den er große Hoffnungen gesetzt hatte, ins Grab sinken sehen. Ein Jahr nach dem Tode seiner Frau verheiratete er sich noch einmal mit Anna Nitschmann, die ihm als Aeltestin schon seit Jahren in der Leitung der Gemeindeangelegenheiten zur Seite gestanden hatte, nachdem sie schon vorher mit seiner Tochter Benigna auf seinen Zügen zu den Indianern in Amerika seine Begleiterin gewesen war. Visitationsreisen und Conferenzen blieben seine liebste Beschäftigung. Von einer Reise nach Holland zurückgekehrt, bezog er 1759 noch einmal seine alte Wohnung in Herrnhut, und hier ist er am 9. Mai 1760 nach kurzer Krankheit in einem Alter von 60 Jahren gestorben.

Nach Zinzendorfs Tode überkam die geistige Führerschaft der Brüdergemeinde August Gottlieb Spangenberg, ein Theologe der Halle'schen Schule, der seit 1733 Zinzendorfs Mitarbeiter und vornehmlich in Amerika thätig gewesen war. In seinem hohen Alter hat Spangenberg auch eine zusammenhängende Darstellung der herrnhutischen Lehre verfaßt. Im Jahre 1792 ist er 88. Jahre alt gestorben. Spangenberg's Lehre, die sich allerdings von manchen Zinzendorfschen Wunderlichkeiten losgemacht hat, ist jedoch nicht eigentlich Gemeingut der Brüdergemeinde geworden. Noch neigt man sich in manchen Herrnhutischen Kreisen mehr der lutherischen, in anderen mehr der reformirten Lehre zu; überall aber zeigt sich eine unionistische Verschwommenheit der Lehre, für die wir als Beispiel nur einen offenen Brief anzuführen brauchen, den „die Aeltesten der evangelischen Brüder-Unität in Deutschland“ im November 1871 von Berthelsdorf bei Herrnhut „an die evangelischen Christen im deutschen Vaterland“ ausgehen ließen. An die politische Einigung Deutschlands zum neuen Kaiserreich nach dem siegreichen Kampfe gegen Frankreich anknüpfend fordern hier diese Aeltesten alle evangelischen Christen Deutschlands, die „lieben bekennnistreuen und kircheneifrigen Brüder aller Art, Lutheraner, Reformirte und Unirte, in den Landeskirchen und außer denselben“, dazu auf, daß sie doch „ihrer äußeren Mannigfaltigkeit ungeachtet“, sich zunächst einmal des Schweigens befleißigen. Daß sie, die Herrnhuter, selber eine unirte Kirche seien, sprechen sie geradezu aus, wenn sie schreiben: „Es ist gewiß auch gut und eine Gnade Gottes, die wir nicht übersehen noch schwächen sollten, daß durch seine Hand im Laufe der Geschichte neben die ehemals so schroff geschiedenen evangelischen Kirchen, die lutherische und die reformirte, seit 1817 auch unirte Kirchen getreten sind. Auch unser Bruderkirchlein ist gewissermaßen eine solche.“ Was wir also seiner Zeit über die Unirten gesagt haben, das gilt somit auch von den Herrnhutern, daß sich nämlich ein lutherischer Christ, dem es nicht einerlei ist, ob man Christi Wort und Lehre annimmt oder nicht, zu solcher Gemeinschaft nicht halten kann, wie wir dem überzeugt sind, daß die Union von 1817 nicht „eine Gnade Gottes“ und „durch seine Hand“ entstanden ist, wie diese Herrnhuter Aeltesten meinen, sondern vielmehr sprechen: „Gott bewahre uns in Gnaden vor solcher Union, die nicht eine Union in der Einigkeit des Geistes und der Wahrheit ist.“ Wenn wir also auch anerkennen, daß die Herrnhuter Brüdergemeinde, die übrigens hier in Amerika ihre stärkste Provinz und doppelt so viele Anhänger wie in Deutschland hat, besonders auf dem Gebiete der Heidenmission großen Fleiß und Eifer entwickelt hat und noch entwickelt,* so müssen wir doch auch darin der Wahrheit die Ehre geben, daß wir die Scheidewand anerkennen, die uns von ihnen als von Irigläubigen trennt.

* Ihre Missionare haben ihren Weg gefunden nach Grönland, West-Indien, Surinam, zu den Indianern Americas, den Hottentotten und Kaffern in Afrika, den Papuas in Australien, nach Indien, nach Alaska, und unter ihrer Arbeit sind blühende Missionen entstanden und viele Tausende bekehrt worden. —

Zur Arbeiterfrage.

III.

Die Naturkraft und ihre Wichtigkeit.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“; so lautet der erste Satz der geschriebenen Offenbarung Gottes, und weiter vernehmen wir, wie der Schöpfer des Himmels und der Erde durch sein allmächtiges Wort das Werk der Schöpfung fortführte und in schöner Ordnung die Mannigfaltigkeit der Creaturen ins Dasein treten ließ, daß die Erde bedeckt wurde mit allerlei Gewächsen, Lust, Wasser und Land belebt wurde mit mancherlei Gethier und diese mannigfaltige Thier- und Pflanzenwelt ausgerüstet ward, mit Kraft sich zu nähren und zu mehren; und erst als die Schöpfung so weit gediehen war, hieß es im Rathe der heiligen Dreieinigkeit: „Lasset uns Menschen machen“. 1 Mos. 1, 26. Alles nun, was vor der Erschaffung der Menschen Gott von sichtbarer Creatur ins Dasein rief, fassen wir zusammen in dem Wort „Naturkraft“. Was aber Gott mit der Schöpfung der Naturkraft vornehmlich im Sinne hatte, geht hervor aus dem Umstand, daß der Schöpfer, als er sprach: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei“, hinzusetzt: „die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel unter dem Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kriecht“, und aus dem Segen, den er über das erste Menschenpaar aussprach in den Worten: „Seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde und macht sie euch unterthan, und herrschet über Fische im Meer und über Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriecht.“ 1 Mos. 1, 28., und aus dem Spruch, der darauf folgt: „Sehet da, ich habe euch gegeben allerlei Kraut, das sich besamet auf der ganzen Erde, und allerlei fruchtbare Bäume, und Bäume, die sich besamen, zu eurer Speise.“ B. 29. Wohnplatz und Nahrung hatte also Gott in väterlicher Fürsorge dem Menschen bereitet, ehe er ihn aus seiner Schöpferhand hervorgehen ließ. Als dann nach dem Sündenfall zu den Bedürfnissen des Menschen auch noch die Kleidung kam, nahm Gott auch diese aus der Natur, die er geschaffen hatte, indem er den Menschen Röcke machte von Fellen und sie ihnen anzog, 1 Mos. 3, 21. Bei dieser Ordnung Gottes, daß der Mensch aus der Natur um ihn her seine Nahrung und Kleidung, überhaupt seine irdischen Bedürfnisse, und auf der Erde seinen Wohnplatz für die Zeit seines irdischen Daseins haben soll, ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Wenn wir nun aber fragen, welcher Theil der gesamten Naturkraft für uns Menschen der wichtigste sei, oder woher wir die Mehrzahl der Dinge, die zur Befriedigung unserer irdischen Bedürfnisse vonnöthen sind, kurz die meisten irdischen Güter gewinnen, so wird die Antwort lauten: Das Land. Wenn wir bei Tische sitzen und dem Ursprung der Speisen nachgehen, die da vor uns stehen, so kommen wir allermeist nach kurzem Forschen bei der Erde an. Dasselbe gilt von unsern Kleidern und Schuhen, von unsern Wohnungen und unserm Hausrath. Die Kartoffeln, der Reis, die Rüben, das Getreide, daraus das Mehl zu unserm Brot gemahlen ist, das Gemüse, das Obst, — alle diese Speisen kommen aus dem Erdboden. Das Holz, daraus unsere Tische und

Stühle und zum großen oder größten Theil unsere Häuser bestehen, die Baumwolle, der Flach, das Stroh, Erzeugnisse, welche Stoff zu Kleidern und Betten abgeben, kommen aus dem Erdboden. Bei anderen Dingen, die nicht unmittelbar aus dem Boden wachsen, brauchen wir nur einen Schritt oder einige Schritte machen, um wieder bei der Erde anzukommen. Die Schafe und Rinder, deren Fleisch, Milch und Fett wir essen, von deren Wolle und Fellen wir Kleider und Schuhe, Bett und Zudeck haben, die Vögel, deren Eier und Fleisch und Federn wir gebrauchen, haben wieder ihre Nahrung aus der Erde, würden bald umkommen, wenn die Erde ihre Frucht versagte, wie denn nach langer Dürre vielfach das Vieh zum großen Theil aus Mangel an Futter abgeschafft werden muß, hingegen gute Weiden und Heuwiesen das Haupterforderniß für einen reichen Viehstand sind. Ferner: das Eisen zu Defen und Geräthen, die Kohlen, die wir brennen, das Del in unsern Lampen, das Salz in der Suppe sind alles Dinge, die aus der Erde kommen. Blicken wir ferner in die mancherlei Gewerbe, denen die Menschen nachgehen, so finden wir dasselbe. Im ersten Buch Mose, wo uns die Anfänge der Menschheit und der Völker auf Erden vorgeführt werden, hören wir immer wieder von Berufsarten, die den Erdboden dem Menschen zum Dienst nutzbar machen. Adam wird gesagt, daß er sich auf dem Acker nähren solle, 1 Mos. 3, 17. und er zieht hinaus in die Welt, „daß er das Feld bauete“, v. 23. Rain, der erste Sohn unserer Stammutter, war ein Ackermann, und sein Bruder Abel war ein Schäfer, Kap. 4, 2. Der zweite Stammvater der Menschheit, Noah, fing nach der Sündfluth wieder an und ward ein Ackermann, Kap. 9, 20. Abraham läßt Kuchen backen und bringt Butter und Milch und Fleisch, seine Gäste zu bewirthen, Kap. 18, 6. 8; das war wieder nicht möglich ohne Ackerbau und Viehzucht. Isaak säet und erntet, Kap. 26, 12. Joseph sorgt in Egypten für den Getreidebau, Kap. 41. u. 47., wir hören viel von den großen Heerden der Patriarchen, und Joseph stellt seine Brüder dem König als Viehhirten vor, Kap. 46. f. Aber nicht nur Ackerleute und Bergleute, welche die Urproducte aus der Erde gewinnen, sondern auch solche, welche anderen Berufsarten nachgehen, fußen von Alters her auf dem Erdboden. Aus demselben stammen fast alle Materialien, die sie verarbeiten. Die Metalle, in denen Schmiede und Schlosser und Klempner und Uhrmacher und andere Metallarbeiter arbeiten, Holz, Steine, Kalk, Farbstoffe und andere Materialien, welche Zimmerleute, Schreiner, Maurer, Maler, Weber, Polsterer, Schneider, Schuhmacher, Kürschner, Drucker, Buchbinder, Sattler, Stellmacher u. s. w. verarbeiten, kommen unmittelbar oder mittelbar aus der Erde. Endlich muß nicht nur der Ackermann und der Gärtner und der Viehzüchter ein Stück Land haben, darauf er seinem Beruf nachgeht, sondern auch der Handwerker und der Handelsmann muß ein Fleckchen Erde haben, darauf er seine Werkstatt und sein Handelshaus aufschlägt, sei es nun auf eigenem, sei es auf gemietetem Grund und Boden. Ja selbst solche, welche vorwiegend geistige Arbeit thun, wie Prediger, Lehrer, Zeitungsschreiber und andere, sind hier nicht ausgenommen: ihre Nahrung haben auch sie aus der Erde, müssen auf irgend einem Stück Erdboden ihre Kanzel, ihren Lehrstuhl, ihr Studirzimmer, ihre Wohnung aufschlagen, und das Papier, das sie verbrauchen, wie z. B. das Blatt, auf welches

ich jetzt diese Worte schreibe, und das Blatt, welches der Leser, wenn er sie lesen wird, in Händen halten wird, kommt aus der Erde, so gewiß das Holz oder das Stroh oder die Baumwolle, daraus es gemacht ist, aus dem Erdboden gewachsen ist, ehe in der Papiermühle diese Stoffe zu Brei zerrieben und zu Papier gepreßt werden konnten.

So ist denn das Land im Vergleich mit dem Wasser, mit und aus welchem wir einen verhältnismäßig geringen Theil unserer Bedürfnisse befriedigen und auf oder in welchem ein kleiner Theil der Menschheit dem Erwerb nachgeht, der weitaus wichtigste Theil der gesamten Naturkraft. Wer Land beherrscht, beherrscht damit einen Theil der Naturkraft, die den Menschen Aufenthalt, Nahrung, Kleidung, Obdach, Arbeitsstoffe und ungezählte Güter gewähren oder hervorbringen soll, der beherrscht auch, bis er sich derselben durch Verkauf oder sonstwie entäußert hat, die Güter selbst, welche dem von ihm beherrschten Theil der Naturkraft entspringen; ja selbst die Menschen, welche auf einem Stück Land leben oder arbeiten wollen, begeben sich in Abhängigkeit von dem Besitzer desselben. Als Joseph in der großen Theuerung und Hungersnoth das ganze Land, alle Acker und Felder Egyptens aufgekauft hatte, daß „das Land dem Pharao eigen“ wurde, ging mit dieser Bestignahme die Herrschaft über die Erzeugnisse des Bodens und die Abhängigkeit der Einwohner vom König Hand in Hand. 1 Mos. 47, 18—26. Wer sich dieser Abhängigkeit hätte entziehen oder weigern wollen, wäre damit, wenn es Joseph oder der Pharao gewollt hätte, von Stund an in Egypten menschlich unmöglich geworden. Ein jeder konnte nur da noch wohnen und sich nähren, wo es dem König beliebte, wie denn zu den Worten: „Und er theilte das Volk aus in die Städte von einem Ort Egyptens bis an das andere“. 1 Mos. 47, 21., die Weimarsche Bibel die Erklärung setzt: „dieweil sie ihr Haus und Hof, Acker und alle ihre Güter verkauft hatten, mußte ein jeder von dem Ort, da er bisher gewohnt, ausziehen an einen andern Ort, welcher ihm angemeldet wurde, daß also die Veränderung der Sitz und Wohnung eine Anzeigung und offenbares Zeugnis wäre, daß sie nicht mehr Herren über ihre Güter wären, sondern dieselben dem König eigenthümlich verkauft hätten.“ Welchen Gebrauch von dieser Macht der fromme, milde Joseph im Namen des Pharao machte, daß er nämlich nur ein Fünftel des Ertrags der Acker beanspruchte, eine Abgabe, mit deren Erlegung mancher Rentfarmer unseres Landes sehr zufrieden wäre, ist eine Sache für sich; wenn er die Hälfte oder zwei Drittel oder noch mehr gefordert hätte, wie es heutzutage in Egypten und außerhalb Egyptens vielfach geschieht, hätten sich die Leute eben auch gefügt, um ihr Leben im Lande fristen zu können.

Und schauen wir uns in den Verhältnissen um, in welchen wir leben, so finden wir ganz dasselbe. Zwar ist bei uns der Grundbesitz mit Ausnahme der Staatsländereien Privatbesitz, und auch die Staatsländereien können in Privatbesitz übergehen. Ueberall aber führt die Herrschaft über den Boden auch die Herrschaft über die Güter, welche demselben entspringen, mit sich, wo nicht durch besonderes Abkommen der Besitzer diese Güter veräußert hat. Ein einziges Beispiel wird genügen, dies vollständig klar zu machen. Im Staate Pennsylvania sind die großen Kohlenfelder gelegen, aus denen man die vortrefflichen harten Steinkohlen zu Tage fördert. Diese Kohlen sind und werden immer mehr ein schwer entbehrliches Gut, besonders in den größeren Städten und im Fabrikbetrieb

des ganzen Landes. Man schneide die Zufuhr dieser Kohlen ab, und bald stehen Tausende von Webstühlen und anderen Maschinen still; bald können die Dampfer, die den Ocean befahren, nicht mehr auslaufen; noch eine Weile, und viele, viele Familien sitzen frierend in kalten Stuben, und mancherlei Erkältungskrankheiten stellen sich ein; denn selbst wenn sich zur Noth noch anderes Brennmaterial zur Stelle schaffen ließe, so sind die Defen nicht darauf eingerichtet. Kurz, eintretender Mangel an diesem Gut würde bald sehr schmerzlich dessen Wichtigkeit empfinden lassen. Zwar pflegt unter gewöhnlichen Umständen kein Kohlenmangel zu herrschen; denn die Kohlenlager sind so reichhaltig, daß der Bedarf sehr wohl gedeckt werden kann. Aber schon seit Jahren müssen trotz des großen Vorraths solche, welche diese Kohlen brennen wollen, einen hohen Preis für dieselben bezahlen. Woher diese hohen Preise thatsächlich kommen, mag hier unerörtert bleiben; denn die Untersuchung dieser Frage würde uns sehr weite Wege führen. Aber nehmen wir einmal den gedachten Fall an, das ganze Kohlengebiet wäre durch Kauf in den Besitz von fünfzig Unternehmern, die auch über das nöthige Kapital zum Betrieb der Bergwerke verfügten, übergegangen. Diese fünfzig Besitzer würden durch ihre Herrschaft über die Naturkraft in der Lage sein, auch die Ausbeute der Kohlendistrikte beherrschen und die Preise, zu welchen sie die Kohlenvorräthe veräußern wollten, bestimmen zu können. Ob ein beliebiges Hinausschrauben der Preise durch einen solchen „Kohlenring“ recht wäre, oder vielmehr ein schändlicher Wucher, ist eine Frage für sich; hier handelt es sich nur um die Frage, welche Macht der Besitz der Naturkraft den Besitzern verleiht. Und diese Macht erstreckt sich nicht nur auf die der Naturkraft entspringenden Güter, sondern auch auf die Arbeiter, welche sich durch die Bearbeitung solcher Naturkraft ihren Lebensunterhalt erwerben wollen. In dem oben aufgestellten Fall würde den Bergleuten in dem Pennsylvanischen Kohlengebiet nur die Wahl bleiben, entweder unter den Bedingungen zu arbeiten, die ihnen von den fünfzig Besitzern gestellt würden, wenn sie auch nur die kümmerlichste Nothdurft eines elenden Daseins dabei erwerben könnten, oder aber sich anderswo Arbeit und Verdienst zu suchen. Ob solche Unternehmer recht thäten, wenn sie ihren Arbeitern harte Bedingungen stellten und Hungerlöhne bewilligten, ist wiederum eine Frage für sich, die wir auch noch erörtern wollen; hier handeln wir nur davon, welche Macht auch über die Arbeiter, die sich auf einem Stück Grund und Boden beschäftigen wollen, der Besitz dieser Naturkraft verleiht, eine Macht, die freilich der Eine als ein milder Brotherr, der andere als ein gieriger, hartherziger Blutsauger ausnützt. *)

So wichtig ist also die Naturkraft und so wichtig ist die Beherrschung, besonders der Besitz derselben.

Dieser Umstand hat nun manchen Leuten viel zu denken gegeben, und auf sehr verschiedene Gedanken sind sie dabei gekommen. Die Einen haben darüber nachgedacht, ob sich der Mensch von dieser Abhängigkeit von der Naturkraft nicht frei machen könnte, wenigstens in gewissem Maße, da eine völlige Selbstständigkeit sich doch wohl nicht werde erzielen lassen. Man hat überlegt, ob es nicht möglich wäre, das Säen und Ernten überflüssig zu machen und die entsprechenden Nahrungs-

stoffe in einem chemischen Laboratorium auf künstlichem Wege herzustellen; doch hat es bis jetzt noch nicht den Anschein, als ob die Herren Chemiker das Wort des Schöpfers und Ordners der Creatur zurückzutreiben Aussicht hätten, das 1 Mos. 8, 22. geschrieben steht und lautet: „So lange die Erde steht soll nicht aufhören Samen und Ernte“; hat noch keiner mit aller Kunst ein Butterbrot fertig gebracht. Das ist also, wie der Prediger Salomo sagt, eitel. Andere und weit gefährlichere Geister sind in ihren Gedanken und Reden dahingekommen, daß sie sprechen: „Ja, das ist gewiß, auf die Naturkraft, vornehmlich auf die Bodenkraft und die Bergkraft sind wir alle angewiesen, und darum muß Grund und Boden wie das freie Meer Gemeingut der menschlichen Gesellschaft, oder wenigstens der Bürgerschaft jedes Staates sein.“ So verlangte der socialistische internationale Congreß, welcher im Jahre 1868 zu Brüssel in den Niederlanden tagte, daß die Gesellschaft alles Eigentumsrecht auf Land abschaffe. Ein Hauptapostel dieses Grundsatzes, daß man das Land zum Gemeingut machen müsse, um die ganze Arbeiterfrage gründlich und auf immer zu lösen und beizulegen, ist der Amerikaner Henry George, der als ein Hauptführer der sogenannten Arbeiterpartei anzusehen ist und als ihr Kandidat für das Bürgermeisteramt von New York aufgestellt war. Dieser Socialist bezeichnet allen Privatbesitz in Land für eine freche Ungerechtigkeit, für einen gottwidrigen fortgesetzten Raub, für eine Vergewaltigung der natürlichen Rechte des Menschen, für das Grundübel, aus welchem das Elend der Armen als aus seiner Quelle und Wurzel herkommt. Zur Lehre des Henry George hat sich in einem Verhör vor einem Ausschuß der Legislatur von New York auf eine bestimmte Frage ausdrücklich bekannt ein Werkmeister der Arbeitstritter Namens J. E. Quinn, indem er nur hinzufügte: „Improved“, womit, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, eine Erweiterung auch auf anderes Eigentum inbegriffen ist. Ueberhaupt gewinnt diese Lehre in weiten Kreisen Anhänger, eine Lehre, die auf den Satz des Socialisten Proudhon: „Eigentum ist Diebstahl“ hinauskommt. Denn ob ich sage „Eigentum ist Diebstahl“, oder „Grundbesitz ist Diebstahl“, ist der Sache nach eins und dasselbe. Das giebt aber Henry George und geben seine eigentlichen Gesinnungsgenossen nicht zu. Hält man ihnen das siebente Gebot vor, so sprechen sie: Ja, gewiß, du sollst nicht stehlen, das sagen wir eben den Grundbesitzern, weil sie etwas ihr Eigentum nennen, das ihnen von Gottes und Rechts wegen nicht gehört.

So reden jene; wir reden nach Gottes Wort anders. Wenn es sich darum handelte, was klüger sei, Grundbesitz oder kein Grundbesitz, so möchten die Staatsökonomen, gelehrte und ungelehrte, das unter sich ausmachen, und wir würden im „Gemeindeblatt“ nicht einmal darüber berichten, was sie, wenn es überhaupt so weit käme, schließlich ausgemacht hätten; noch viel weniger würden wir uns hier in ihren Streit mischen. Aber wenn es sich darum handelt, ob es recht oder unrecht sei, Land zu besitzen, so kann nicht menschlicher Verstand, nicht die gelehrte Untersuchung des gelehrtesten Staatsökonomen, sondern muß Gottes Wort entscheiden, und wir haben Recht und vielleicht auch Pflicht, in der Sache mitzureden, so lange noch ein einziger unserer Leser einen Acker Land oder ein Gärtchen von dreißig Fuß Front sein eigen nennt. Wir werden also, wills Gott, auf diese Frage nächstens ausführlich eingehen. G.

Unsere Emigrantenmission und das „Lutherische Pilgerhaus“ im Jahre 1886.

Seit ihrem Bestehen ist unsere Emigrantenmission innerhalb und außerhalb unserer Kreise nicht so in den Vordergrund getreten, als im verflossenen Jahre. Als sie vor 18 Jahren durch die Glieder der New Yorker Pastoralconferenz ins Leben gerufen wurde, war sie einem schwachen Pflänzlein gleich, dessen Gedeihen von Vielen in Zweifel gezogen wurde. Es sind seitdem auch manche Wetter über dasselbe hingegangen, aber sie haben ihm unter Gottes Walten keinen Schaden gethan. Im Gegentheil, es hat mit den Jahren nur tiefere Wurzel geschlagen in den Herzen derer, welche das Wort 5. Mos. 10, 17—20.: „Der Herr, euer Gott, hat die Fremdlinge lieb, daß er ihnen Speise und Kleider gebe. Darum sollt ihr auch die Fremdlinge lieben; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen“, zu Herzen nehmen. Und so ist denn dieses Pflänzlein, begossen durch die Liebe vieler Christen, unter Gottes Segen nach und nach ein Baum geworden, dessen Frucht und Schatten weit über hunderttausend Wandersleute mit Lob und Dank genossen haben. Wie aber ein guter Baum, wenn er fort und fort verest wird und kein entsprechendes Gehege hat, nicht recht gedeihen kann, so hätte auch unser Werk unter den Fremdlingen für die Dauer nur ein kümmerliches Dasein gefristet, wenn uns der treueste Freund der Fremdlinge nicht eine feste Stätte, ein Haus, bescheret hätte, in welchem und durch welches fortan allen Bedürfnissen unserer Ein- und Auswanderer möglichst Genüge geleistet werden kann. Ich meine das Lutherische Pilgerhaus No. 8 State Str. nahe Castle Garden. Mit diesem Haus ist unsere Emigrantenmission seit Jahresfrist so eng verbunden, daß ich über dieselbe nunmehr gleichsam nur in dem Rahmen desselben berichten kann. Wie steht es nun im Pilgerhause? Was hat es geleistet? Was sind seine Bedürfnisse? Darüber erwartet man von mir jedenfalls zunächst Bescheid.

Nachdem am 8. Dezember 1885 der Kauf abgeschlossen worden war, zog ich am folgenden Tage mit meinen Gehülfen in dasselbe ein. Eine feierliche Einweihung des Hauses konnte aus verschiedenen Gründen nicht stattfinden. Mit dem stillen Seufzer: „O Herr, hilf! O Herr, laß wohl gelingen!“ trat ich über die Schwelle des Hauses. Und als wir uns nach mehrstündiger Arbeit zum ersten Male in demselben zu Tische setzten, betete ich laut: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du bescheret hast.“ Das war die ganze Einweihungsfeierlichkeit. Und nicht wahr, lieber Leser, wenn Gott dieses kurze Gebet angenehm und erhört gewesen ist — und daran ist kein Zweifel —, so ist das Pilgerhaus in Gott gefälliger Weise bezogen und recht geweiht? Denn ist und bleibt der Herr Jesus der stete Gast des Pilgerhauses, so wird er das Haus mit Allen, die darin arbeiten und darin ein- und ausgehen, auch segnen, leiblich und geistlich.

Ich gestehe, so sehr ich mich vorher gefreut hatte über die Erwerbung des Pilgerhauses für den Dienst unserer Emigrantenmission, so schwer wurde mir das Herz, als ich die Schlüssel zu dem stattlichen Gebäude mit seinen 27 Zimmern in die Hände gelegt bekam; denn nun sollte ich neben meinen bisherigen, ohnehin schwierigen Arbeiten neue verantwortungsvolle Pflichten, deren Ausübung ich mich so gar nicht gewachsen fühlte, übernehmen. Es bewahrheitete sich auch gar

*) Daß die Macht solcher Betriebsunternehmer nicht auf der Beherrschung der Naturkraft allein, sondern auch auf anderweitigen Umständen, wie auf der Verfügung über die Werkmittel oder das Kapital beruht, soll später auch noch gezeigt und gewürdigt werden.

bald bei diesem Werk das alte Sprichwort: Aller Anfang ist schwer. Ich will aber von den erlebten Sorgen, Mühen und Widerwärtigkeiten jetzt schweigen, sondern vielmehr Gottes gnädigen Beistand und Durchhilfe rühmen. Ja, der treue Gott hat geholfen über Bitten und Verstehen. Als meine verehrte Committee den Hauskauf beschloß, mußte man noch nicht, ob unsere Gemeinden damit einverstanden seien und wir auf ihre kräftige Unterstützung würden rechnen können. Aber siehe da! Zu unserer Freude billigte man fast allenthalben unseren in gewisser Beziehung gewagten Schritt. Ja, eine Distrikts-Synode nach der anderen befaßte sich auch mit der Besprechung dieser Angelegenheit und faßte zustimmende und ermunternde Beschlüsse.

Während die Nachricht von der Erwerbung und Eröffnung des Pilgerhauses innerhalb unserer Kirche Zustimmung und Freude hervorrief, haben sich Leute außerhalb derselben darüber geärgert und ihrem Aerger durch hämische Angriffe auf die junge Anstalt Luft gemacht. Dahin gehören eine Reihe von Artikeln einiger New Yorker Zeitungen, in welchen das Gift schändlicher Verleumdungen gegen alle kirchliche Thätigkeit unter den Einwanderern, und auch gegen die unsrige und unser Pilgerhaus, ausgespißt wird. Wir haben auf diese Angriffe mit Schweigen geantwortet. Aber auch „lutherische“ Kirchenblätter haben unser Pilgerhaus und seine Begründer rücksichtslos durch die Fackel gezogen. Das ist bedauerlich! Es wird wohl selten eine Wohlthätigkeitsanstalt so schnell und unter so großen Schwierigkeiten ins Leben gerufen worden sein, als das Pilgerhaus. Die Begründer derselben waren sich aber vor Gott bewußt, daß sie damit nur Gottes Ehre und das Wohl der ihnen vertrauten Fremdlinge fördern wollten. Nicht aus Vorwitz oder Oppositionsgelüsten oder von anderen unlauteren Beweggründen getrieben, gingen sie an dies schwere Werk.

Der Fremdenverkehr im Pilgerhaus war für das erste Jahr ein unerwartet zahlreicher. Nicht weniger als 5029 Gäste kehrten nämlich in demselben ein. Manche von ihnen beehrten und erhielten nur eine Mahlzeit oder ein Nachtlager für 25 Cents, während Andere wochen- und monatelang daselbst verweilten und auch dann nur ungern das ihnen lieb gewordene Heim verließen. Und doch haben wir für Kost und Logis von allen eine Einnahme von \$5141.61 gehabt. Es war ein buntes Gemisch von allerlei Leuten, diese 1029 Gäste: Prediger, Lehrer, Professoren, Gebildete und Ungebildete, Christen, Juden, Ungläubige, Katholiken, Schwärmer; aber die Meisten gehörten, wenigstens von Haus aus, unserer lutherischen Kirche an. Es ließen sich manche interessante Einzelheiten aus dem Verkehr mit diesen Tausenden von Gästen mittheilen, wenn es der Raum gestattete. Wo sich Gelegenheit bot, habe ich Unglauben, Schwärmerie und ungöttliches Wesen mit Gottes Wort gestraft und die Wahrheit bezeugt. Unter den Gästen befanden sich auch eine nicht geringe Anzahl allein-stehender Frauen und Mädchen, welche hier Stellung suchten und sich freuten, im Pilgerhaus ein sicheres Heim gefunden zu haben. Einmal kehrten auch zwei katholische Geistliche mit drei Candidaten bei uns ein. Sie waren mit der Bewirtung, die sie genossen, so zufrieden, daß sie bei ihrem Weggang unserer Hausmutter, welche aber auch alles aufbietet, um jedem Gast den Aufenthalt im Pilgerhaus so angenehm wie möglich zu machen, ein besonderes Dank und Anerkennungs schreiben aus freien Stücken zurückließen.

Kurz, der liebe Gott hat uns mit Gästen so reichlich gesegnet, daß wir ihm dafür billig von Herzen danken. Dieser Umstand beweist aber zugleich, daß das Pilgerhaus nicht überflüssig und unnötig war.

Es ist Regel unseres Hauses, daß vor und nach Tische gebetet wird. Das ist Vielen verwunderlich vorgekommen. Unser deutsches Volk ist geistlich so tief gesunken, daß nur Wenige unter ihnen noch an's Tischgebet und Beten überhaupt denken. Ja, die Meisten wünschen einander nicht mehr eine „gesegnete Mahlzeit“, sondern rufen den Tischgenossen nur noch das nichtsagende Wort „Mahlzeit!“ zu. Wenn der Schein nicht trügt, so hat doch mancher Gast im Pilgerhaus das Beten wieder gelernt; denn ich habe bei Solchen, welche längere Zeit bei uns verweilten, bemerkt, daß sie, wenn sie nach dem Tischgebet zur Tafel kamen, nicht eher aßen, bis sie ein stilles Gebet verrichtet hatten. Leider haben bis jetzt regelmäßige Abend- und Morgenandachten noch nicht eingerichtet werden können wegen Schwierigkeiten, die bis jetzt noch nicht beseitigt werden konnten. Sobald dies möglich ist — und es soll mit Gottes Hilfe ermöglicht werden —, kann das Haus für Viele in geistlicher Beziehung erst recht eine Segensstätte werden. Des Sonntags werden die Gäste, welche Gottes Wort hören wollen, in den öffentlichen Gottesdienst einer unser benachbarten Kirchen geführt.

Wie stehen nun die Finanzen, des Pilgerhauses? Im Großen und Ganzen gut, sie könnten aber besser stehen. Aus dem Berichte unseres Schatzmeisters, Herrn W. C. Farr, geht hervor, daß bis zum 31. Dezember 1886 an Collecten \$9,955.50 eingegangen und an der Gesamtschuld (\$45,000) damit \$7,000 abbezahlt worden sind. Unsere Schuld beträgt also noch \$38,000. Hätten wir geahnt, daß am Jahres-schluß und zu Anfang des neuen Jahres noch mehrere tausend Dollars eingehen würden, so hätten wir am 8. Dezember \$5,000, anstatt \$2,000, an der \$10,000 Mortgage abbezahlt. Wir können nun vor dem 8. Juni nichts mehr von den Schulden abtragen. Da nun Ende Juli die \$30,000 Mortgage ausläuft, so möchte ich hiermit zugleich im Namen meiner Committee die dringende Bitte an alle unsere lieben Gemeinden, welche noch wenig oder gar nichts für das Pilgerhaus gethan haben, ergehen lassen, inzwischen alle Anstrengungen zu machen, damit wir bis dahin die Schuldenlast auf mindestens \$20,000 herunterbringen. Vielleicht erweckt Gott auch einige Herzen, welche durch ein kleineres oder größeres unverzinsliches Darlehen auf 30tägige Kündigung der guten Sache helfen wollen. Auf diese Weise wäre es ein Leichtes, die noch übrigen Schulden durch auf diese Weise gesparte Interessen nach und nach abzahlten. Es sind uns bereits solche Darlehen unaufgefordert zugegangen und mit Dank angenommen worden. Wer diesen Beispielen folgt, legt nicht nur sein Geld sicher an und bekommt es zur bestimmten Zeit wieder zurück, sondern erweist dadurch der Emigrantenmission einen dankenswerthen Dienst. Wer kann, wer will hier helfen?

Eine nicht unbedeutende Einnahme durch Miethe fällt dies Jahr weg, weil wir den Wirth, welcher im ersten Stockwerk des Hauses einen Saloon hielt, ausgekauft haben und das Lokal nun selbst für unsere Zwecke benutzen wollen. Auch kann von den Geldern, welche von den Gästen, für Kost und Logis eingehen, vorderhand nichts zur Abtragung der Schulden verwendet werden, weil voraussichtlich die ganze Summe zur Führung des Haushalts, zur Bezahlung der

Röhne und zur Anschaffung von Haushaltsgegenständen nöthig sein wird. Es fehlt uns nämlich noch sehr an Bettstellen, Bettwäsche, Bettdecken, Matrasen und dergleichen. Hier böte sich für Frauen- und Jungfrauenvereine eine schöne Gelegenheit, dem Pilgerhaus zu helfen.

Wer da glaubt, im Pilgerhause sprächen nur Leute vor, die Geld haben, der irrt sich. Nein, wir haben auch viele Arme als Kostgänger gehabt und deren über 600 unentgeltlich theils gespeist, theils beherbergt. Gleich der erste Gast, dessen Name in unserem Fremdenbuch obenan steht, war ein Armer, den wir vier Wochen lang durchgeschleppt haben, bis er ein Unterkommen fand. Damit wurde uns gleich zu Anfang das Sprichwort: „Arme habt ihr allezeit bei euch“, ins Gedächtniß gerufen.

Was sonst in und durch unsere Emigrantenmission überhaupt geschehen ist, fasse ich kurz in Zahlen zusammen. Mein Kassenumsatz betrug \$66,346.15. An Unbemittelte wurden \$2,506.68 Vorschüsse gemacht, und an Arme \$130.77 baar vertheilt. 3015 Briefe und Postkarten liefen ein und 2660 wurden abgeschickt. Ferner hat die Vertheilung von 2500 Lutherischen Kalendern unserer Synode, sowie eine Anzahl mir von unbekannter Seite zugefandter Kalender der Wisconsin-Synode, desgleichen von über 5000 „Lutherischen Kinderblättern“, 4000 Tractaten und vielen Nummern des „Lutherischen Volksblattes“, des „Lutherischen Anzeigers“ und des „Pittsburgers Waisensfreundes“ stattgefunden. Für alle Zusendungen dieser Art besten Dank, mit der Versicherung, daß solche auch in Zukunft stets willkommen sind. Dadurch, daß mein seit Jahren, ohne meine Schuld, gestörtes Verhältnis zu Castle Garden wieder geregelt ist, bin ich in Stand gesetzt, nicht nur die an mich oder das Pilgerhaus gemiesenen Einwanderer persönlich dort in Empfang zu nehmen, sondern auch durch Schriftenvertheilung den unergänglichen Samen unter die Einwanderer auszustreuen. Dafür gebührt der Dank Herrn C. Hauselt, der als Präsident der hiesigen Deutschen Gesellschaft und Mitglied der Einwanderungsbehörde es sich viel Mühe hat kosten lassen, bis mir meine vollen Rechte in Castle Garden ohne gewissensbeschwerende Anhängsel wiedergegeben wurden. Es ist überhaupt erfreulich, daß wir in Herrn Hauselt einen eifrigen Vertreter der Interessen unserer deutschen Einwanderer und, was damit zusammenhängt, noch dazu Lutheraner (er ist Glied von Pastor Siekers Gemeinde) in der Einwanderungsbehörde haben. Mit Recht hat ihn neulich sogar der deutsche Kaiser für seine diesbezüglichen treuen Dienste durch Verleihung eines Ordens geehrt und ausgezeichnet.

Unser Verhältnis zur Hamburger Auswanderermission war wie immer das allerfreundschaftlichste. Herr Pastor P. Müller, der dortige Auswanderprediger, welcher letzten Sommer eine Reise nach New York machte, um sich ein möglichst getreues Bild der staatlichen und kirchlichen Thätigkeit auf dem Gebiete der Einwanderung dieser Weltstadt zu verschaffen, hat auch unserem Pilgerhaus wiederholt Besuche abgestattet und wird die Ueberzeugung gemonnen haben einestheils, daß dasselbe nach Lage, Größe, Einrichtung und Führung den Auswanderern mit gutem Gewissen empfohlen werden kann, anderntheils, daß wir dem „Deutschen Emigrantenhaus“ nicht entgegen arbeiten, sondern nur unser bescheiden Theil an zugewiesenen Gästen beanspruchen. „Schließlich, friedlich“ ist unsere Lösung dem Emigrantenhaus gegenüber.

In Bremen hat Herr Vopel in allbekannter Mühigkeit und Gewissenhaftigkeit seinem schwierigen Posten vorgestanden und unserer Mission und dem Pilgerhaus ins Besondere tüchtig Handlangerdienste geleistet. Möge er nur den Muth nicht sinken lassen, sondern im Vertrauen auf Gottes Beistand und Segen rüstig weiter arbeiten!

Schließlich danke ich meiner verehrten Committee für ihre treue Mithilfe und Unterstützung durch Rath und That, die sie mir hat so reichlich zu Theil werden lassen. Es war für die Brüder auch ein hartes Jahr. Die Pilgerhausangelegenheiten haben ihnen manchen Zeitverlust und manche schwere Sorge verursacht: denn es drängte oft eine Zusammenkunft die andere, wobei wichtige Fragen besprochen und oft folgenschwere Anordnungen getroffen werden mußten. Auch kann ich nicht unterlassen, den Brüdern W. Dick und W. C. Farr zu danken, daß sie in der Stunde der Noth durch ein großes unverzinsliches Darlehen den Kauf des Pilgerhauses mit haben ermöglichen helfen. Auch Herr Advokat J. Probstky hat durch seine dem Pilgerhaus geleisteten großen Dienste, wofür er so gut wie nichts berechnete, den Dank meiner Committee und unsrer ganzen Synode verdient.

So sei denn das Pilgerhaus mit seinen Angestellten und Gästen für die Zukunft dem treuen Gott befohlen. Er gebe, daß es für und für ein Denkmal der Liebe lutherischer Erdenpilger gegen Ein- und Auswanderer sei und bleibe und von demselben gelte, was der alte B. Schmoll singt:

Wir wollen einen Altar bauen,

Der Ober-Ezer heißen soll;

Daran soll man die Worte schauen:

Gott führet seine Kinder wohl.

So findet diese Lösung statt:

Wohl dem, der Gott zum Führer hat.

S. Rehl, 8 State St., N. Y.

Kürzere Nachrichten.

— Die Michigan-Synode hat als den Ort, an welchen sie ihr theologisches Seminar verlegen will, Saginaw City gewählt, nachdem die dortige Gemeinde nicht nur einen Bauplatz, sondern auch eine beträchtliche Summe Geldes für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hat, falls die Anstalt in ihrer Mitte errichtet würde.

— Unter den Kirchen, die durch das Erdbeben in den Südstaaten beschädigt worden sind, ist auch die Kirche der alten Salzburgerkolonie Eben-Ezer am Savannahfluß in Georgia. Der stattliche Bau ist im Jahre 1767 aufgeführt worden, hat den Revolutionskrieg mit durchgemacht und weist noch Spuren aus jener Zeit auf, da er von den Engländern als Pferdestall und Hospital benützt wurde. Das Erdbeben, dessen Stöße so stark waren, daß die Glocke zu läuten begann, hat die Mauer so erschüttert, daß über jedem Fenster Risse entstanden sind.

— Folgende Gaben und Vermächnisse für kirchliche und Schul-Zwecke finden wir in der letzten Nummer zweier Kirchenblätter namhaft gemacht. Der jüngst verstorbene John S. Newberry von Detroit, Mich., hat im Ganzen \$500,000 an Stiftungen ausgesetzt; davon erhält die presbyterianische Heidenmission \$10,000; die einheimische Mission \$10,000; die Erziehungskasse \$10,000; das Verlagshaus für Sonntagsschulzwecke \$5,000; die Unterstützungskasse für hilfsbedürftige Pastoren \$5,000; die Negermission \$1,000; die Kirchen-

baukasse \$2,000; die Seemannsmission \$2,500. — Zu Andover, Mass., hat ein Herr John Myers, ein Schotte, die dortige Episkopalkirche, die vor zwei Jahren abgebrannt war, mit einem Kostenaufwand von über \$40,000 wieder aufgebaut. In die Mauer hat er eine Gedenktafel zur Erinnerung an seine Eltern einfügen lassen mit der Inschrift: „Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedanke.“ Ein Herr Smith von Dayton, D., hat folgende Legate gemacht: An Lane Seminary, wo sein Sohn Professor ist, nahezu \$100,000; an Wabash College in Indiana \$10,000; an Marietta College in Ohio \$5,000; der einheimischen Mission der Presbyterianer \$10,000; für ihre Synode \$5,000; der Kasse zur Unterstützung dienstunfähiger Pastoren \$2,000; dem Verlagshaus \$1,000. — Ein Herr Henry Martin von Cincinnati schenkt dem Christian College in China \$25,000. — J. A. Bostwick, der neue Präsident der New York und New England-Eisenbahn, schenkt dem Wake Forest College in North Carolina \$50,000, nachdem er derselben Anstalt vor einiger Zeit schon \$20,000 geschenkt hat.

— Der „Lutheraner“ berichtet: Dem „Christlichen Botschafter“ entnehmen wir Folgendes: In Connecticut beanspruchten die Spiritualisten als „Religionsgemeinschaft“ Steuerfreiheit für ein Versammlungslocal, in welchem sie am Sonntag „Gottesdienst“ mit Geisterspuk und Tischklopfen hielten, während es in der Woche für Tanzvergnügungen und für Rollschuhlaufen benützt wurde. Das Obergericht wies den Anspruch ab. In New Hampshire waren Mitglieder der „Heilsarmee“ verhaftet und in Strafe genommen worden, weil sie am Sonntag mit Trommelschlag und Trompetengeläutet umhergezogen seien und die Sabbatrube gestört hätten. Sie appellirten an das höchste Gericht des Staates und beriefen sich auf eine Verfassungsbestimmung, welche allen Menschen „das natürliche und unveräußerliche Recht zuspricht, „Gott nach den Geboten ihres eigenen Gewissens und Verstandes zu verehren“. Das Gericht entschied, daß ihnen das kein Recht gebe, durch Trommeln und Trompeten die Ruhe anderer Menschen zu stören. In Tennessee hatte ein Grobschmied, der einer Secte angehört, welche den Samstag als Feiertag betrachtet und sich an diesem Tage aller Arbeit enthält, am Sonntag lustig auf den Amboss geschlagen und dadurch nicht nur seinen andersgläubigen Nachbarn Aergernis gegeben, sondern auch das Gesetz des Staates gebrochen, welches alle nicht durchaus nothwendige Arbeit am ersten Tage der Woche, am Sonntag, verbietet. Das Obergericht des Staates hat entschieden, daß er dazu kein Recht hat; trotzdem er einen anderen Tag feiert.

— In der Colonie Santa Isabel in Brasilien ist die protestantische Zions-Kirche durch Funken von einem in der Nachbarschaft beim Landklären angezündeten Feuer in Brand gerathen und vollständig ausgebrannt. Das Dach der Kirche war mit getheerten Schindeln gedeckt gewesen, und vor einem halben Jahre hatte der Kirchenvorstand eine Versammlung einberufen und die Gemeinde zur Bewilligung der Mittel zu einem Ziegelbad für die Kirche ermuntert; aber man war, ohne sich geeinigt zu haben, wieder aus einander gegangen. Später hatte eine Commission doch noch das nöthige Geld zusammengebracht und die Ziegel bestellt. Jetzt sind die Dachziegel fertig, aber die Kirche ist hin. Wäre man in jener Gemeindeversammlung einig ge-

wesen, so wäre die Kirche längst gedeckt und die Funken hätten nichts schaden können.

Ordination und Einführung.

Am 2. Sonntage nach Epiph. wurde Herr Candidat H. Dhde, erhaltenem Auftrage gemäß, in seiner Gemeinde zu Whitewater, Wis., ordinirt und eingeführt.

G. Reinsch.
Adresse: Rev. H. Dhde,
Whitewater, Wisconsin.

Conferenz-Anzeige.

Die allgemeine gemischte Lehrer-Conferenz von Minnesota versammelt sich, w. G., vom 16.—18. Februar (inkl.) in der Gemeinde des Herrn P. Gauswitz in St. Paul. Anmeldung beim Unterzeichneten mindestens zwei Wochen vorher.

F. W. A. Beckow.
422 East 8. Str.
St. Paul.

Quittungen.

Für das Gemeindeblatt: Jahrg. XXII. P. P. Bärenroth 10.50, Iben 1, Ruhmann 1.05. Die Herren Schottnicht, Stähle, und Ms Mikoleit je 1.05.

Jahrg. XXI: P. Aug. Pieper 10. Die Herren Rothnagel und Klinder, je 1.05. Jahrg. XXI, XXII: P. Ant. Kleinlein 1.05, 0.10, und f. Wm. Buth XIX—XXII: 3.85. Jahrg. XIX—XXII: P. Wülfel 2.79.

Th. Jäkel.

Für das Seminar: Durch Herrn Johannes Frank wurden die schon in Nr. 10 dieses Blattes erwähnten Summen von je \$500 an unsere beiden Synodal-Anstalten ausgezahlt. Dies wird mit herzlichem Dank und Segenswunsch für die Glieder der werthen Familie des Entschlafenen hiermit bescheinigt. Möchte es Gott gefallen, noch viele Herzen unserer Synodalglieder zu gleicher Wohlthätigkeit zu erwecken und dadurch die Erhaltung unserer Anstalten sicher zu stellen. P. Gauswitz, Weihnachtscoll. f. Gem. \$5; P. Bergholz, Collecte der St. Paulsgemeinde \$6.15; P. Schrödel, Coll. der St. Jakobigen. zu Norwalk \$5; P. Gevers, Weihnachtscoll. \$4; P. Bärenroth, Abendmahlscoll. \$3; P. Kilian, Weihnachtscoll. von der St. Paulsgem. \$2.20 und von der St. Johannesgemeinde \$5.86; P. Jäkel, von Frau Schmidt 0.50; und von Herrn Billow \$5; Taufcoll., gesammelt am 6. Februar bei Herrn Matz \$5.50. Th. Jäkel.

Für die Taubstummen-Anstalt in Norris empfangen Unterzeichneter: Durch P. Loepel, Collecte f. Gem. in Needville \$5.85, solcher in Eaton \$1.75, von N. N. 38. Durch P. A. Schroedel, von seinen Schülern; spez. für „zum Christbaum“ \$4.00. Durch P. Hoelzel, von seinen Konfirmanden \$4.70. Durch P. Haese, von Frau Döhner \$1. Von N. N., Burlington, \$1. Durch P. Thiele, von Frau Werner 6 Paar wollene Strümpfe.

Den lieben Gebern herzlich dankend.

H. Uhlig.

Norris, Februar 1887.

Für die Synodal-Casse: P. J. G. W. Hillemann, von seiner St. Lucas-Gemeinde \$4.38.

Für die Heiden-Mission: P. Schroedel, Theil der Weihnachtscoll. \$5; P. H. Vogel, von Vater J. Mac \$2.

Für die Neger-Mission: P. Schroedel, Theil der Weihnachtscoll. \$5; Dübbsch, von Ungeannt \$2, Frau W. 25 Cts.

C. Dowidat.

Für die Witwen-Kasse: Durch P. Hagedorn Coll. \$6.45, und perf. B. \$3. Von P. Bruß pers. B. \$3. Von P. J. Dehler pers. B. \$3, gesammelt auf der Hochzeit von Sam. Bähler u. Louise Schiler \$4.53. Durch P. G. W. Albrecht von f. Dreieinigkeitsgem. \$1.50. Durch P. Kaiser auf der Hochzeit von Phil. Lang gesammelt \$1.75, von seinem Weihnachtsbaum \$2.

Johannes Bading.